



Liebe Schwestern und Brüder!

Seit unserem letzten Rundbrief sind erst vier Monate vergangen - und doch scheint er in einer anderen Welt verschickt worden zu sein. Die Corona-Pandemie hat die gesamte Welt ergriffen und unser aller Leben verändert. Die vielfältigen Einschränkungen haben wir alle mehr oder weniger stark zu spüren bekommen. Tatsächliche Erkrankungen und die fortdauernde Sorge um die eigene Gesundheit und die der Angehörigen haben unser Lebensgefühl bestimmt.

So wundert es denn auch nicht, dass das für August geplante Treffen leider abgesagt werden muss. Schwester Christiane erläutert stellvertretend für die gastgebende Gemeinschaft des Julius-Schniewind-Hauses in diesem Rundbrief die Hintergründe. Gerade die Schwestern und Brüder aus den osteuropäischen Ländern haben uns geschrieben, dass ihnen eine Anreise nicht möglich wäre oder sie davon absehen müssen. Ein Treffen im kleinen Kreis wäre für uns alle keine Option gewesen. So hoffen wir sehr, dass wir uns im Sommer 2021 wiedersehen können!

Die Beiträge von Schwester Veronika und Bruder Simeon beleuchten unterschiedliche Eindrücke der aktuellen Lage. Mit den Gedanken von Magda Hollander-Lafon werden uns weitergehende Perspektiven eröffnet, die uns zu einem anderen Umgang mit der Krise einladen.

Schließlich veröffentlichen wir hier einen Vortrag von Schwester Ewa, den sie wegen der Corona-Pandemie nicht auf einer ökumenischen Konferenz in Torgau halten konnte.

Wir hoffen, dass Ihr und Eure Gemeinschaften wohlauf seid. Wir wünschen Euch allen weiterhin eine gute Gesundheit und vor allem die Kraft aus dem gemeinsamen und persönlichen Gebet. Seid behütet!

Wir würden uns freuen, wenn auch dieser Rundbrief Euch eine anregende und bereichernde Lektüre sein kann. Und wie immer sind wir dankbar für Eure Rückmeldungen hierzu.

In herzlicher Verbundenheit grüßen Euch

Sr. Julia - Sr. Wojciecha - Br. Simeon



Absage des CHRISTOPHORUS-Treffens

Sr. Christiane Endler (Schönebeck)

Liebe Schwestern und Brüder,

leider müssen wir das Treffen, welches vom 17.-22.08.2020 im Julius-Schniewind-Haus stattfinden sollte, absagen. Das tut uns sehr leid.

Auf Grund der weiter anhaltenden gesetzlichen Grundlagen und Bestimmungen, die zur Eindämmung des Corona-Virus gelten, sind nicht die Voraussetzungen für die Durchführung einer solchen Tagung, die besonders auf Begegnung angelegt ist, gegeben. Auch haben uns die polnischen Schwestern wissen lassen, dass sie durch die Coronakrise nicht in der Lage sind, ihre Teilnahme zuzusagen.

Bei uns im Haus gehören die älteren Schwestern zur Risiko-Gruppe, die es zu schützen gilt, so dass auch das Miteinander vor Ort nicht möglich wäre. Unsere Räume sind einfach zu eng, um die Abstandsregeln etc. einhalten zu können. Es könnten z.B. auch keine gemeinsamen Gottesdienste stattfinden.

Wir sind noch dabei, ein Konzept unter Berücksichtigung aller derzeit gültigen Auflagen zur Einkehr von Einzelgästen zu erarbeiten. Mit diesen Überlegungen und Problemen werden Sie wahrscheinlich auch beschäftigt sein, wenn Sie wieder Gäste empfangen wollen und verstehen können, was das für ein schwieriges Unterfangen ist.

Die Geschwister vom Vorbereitungsteam des Treffens haben vorgeschlagen, die Begegnungstagung auf das kommende Jahr zu verlegen. Leider kann sie dann nicht in unserem Haus stattfinden, weil wir terminlich mit unseren Angeboten für Familien-Freizeiten an die Sommerferien der einzelnen Bundesländer gebunden sind. Unser Veranstaltungsplan für 2021 steht schon, natürlich nur so Gott will! Wir wissen nicht wie die weiteren Entwicklungen sind.

In dieser bedrängenden Zeit dürfen wir besonders auch im Gebet füreinander einstehen und verbunden sein. Wir wünschen Ihnen allen Gottes Schutz und Segen.

An die bereits fest angemeldeten Teilnehmer*innen werden wir noch einen erklärenden Brief senden, damit sie auch bald Klarheit haben.

Herzliche Grüße im Namen aller Geschwister des Julius-Schniewind-Hauses

Ihre Schwester Christiane Endler



Aus der Christusbruderschaft

Sr. Veronika Böthig (Selbitz)

Von der Corona-Pandemie ist unsere Gemeinschaft unterschiedlich betroffen. An oberster Stelle empfinden wir große Dankbarkeit: In keinem unserer Konvente (auch in den Städten wie München, Leipzig, Wittenberg nicht) gab es Infektionen mit Covid-19.

Unsere drei Gästehäuser sind geschlossen, werden ab Mitte bis Ende Juni langsam geöffnet. Das bedeutet Kurzarbeit für die Mitarbeiter.



Unser Zentrum auf dem Wildenberg in Selbitz umfasst: das Ordenshaus, das Gästehaus und ein Alten- und Pflegeheim (mit jeweils ca. 100 Plätzen). Diese 3 Häuser werden als getrennte „Haushalte“ angesehen, das bedeutet, dass auch für uns Schwestern keine Gottesdienste in der Ordenshauskapelle möglich sind. Als regelrechtes Geschenk erweist es sich jetzt, dass jedes

Haus seine eigene Kapelle hat und die Gottesdienste vom Ordenshaus übertragen werden.

Dankbar sind wir auch, dass im Walter-Hümmer-Haus ebenfalls keine Infektionen vorgekommen sind, dass wir verständnisvolle Angehörige und unter der Besuchssperre mehr oder weniger stark leidenden Bewohner*innen haben.

Im Zugehen auf Pfingsten war es uns noch wichtiger als sonst, in der Pfingstnovene um den Heiligen Geist zu bitten: für uns und diese geschundene Erde. Wir erlebten eine Intensivierung der ökumenischen Kontakte via Internet - mich hat es berührt wie die unterschiedlichsten Gemeinschaften in den alten Pfingsthymnen verbunden und eins sind z.B. des „Veni Sancte Spiritus“. Gottes Geist wirkt! Er ist lebendig und unveränderlich und schafft, was Gott gefällt. Er wird uns durch diese so ungewöhnliche Zeit hindurch bringen und im Vertrauen auf Gott stärken.



Europäische Grenzerfahrungen

Br. Simeon Friedrich (Trier)



Susanne Pauli (links) und Marina Leisen vom Stadtmarketing Echternach binden während einer Protestaktion gegen die Schließung der Grenze zwischen Luxemburg und Deutschland eine Schutzmaske an den heiligen Willibrord, den Schutzpatron von Echternach. FOTO: HARALD TITTEL/DPA

In Trier hat für uns ein gemeinschaftliches Europa ohne Grenzen nicht nur eine allgemeine Bedeutung, wir erleben das europäische Miteinander tagtäglich auf vielfältigen Ebenen: Aus Deutschland pendeln viele Menschen zum Arbeiten ins nahe Luxemburg, ebenso zum Tanken. Umgekehrt haben sich viele Luxemburger auf der deutschen Seite ein Haus gebaut oder kommen zum Einkaufen hierher. Die Grenzen nach Belgien und Frankreich sind ebenfalls nahe, auf dem Trierer Weihnachtsmarkt hört man viele französischsprachige Stimmen. Zur Echternacher Springprozession kommen normalerweise Pilgerinnen und Pilger aus der gesamten Großregion. Der Luxemburger Jean-Claude Juncker, ein großer Europäer unserer Zeit, hat in seiner Rede zur Verabschiedung unseres ehemaligen Oberbürgermeisters gesagt, dass gerade für unsere Region die Errungenschaften der Europäischen Union ein wahrer Segen sind - und dass die Grenzen niemals mehr geschlossen werden mögen.

Doch dann kam Corona. Und die europäischen Grenzen wurden geschlossen. Was für uns alle noch vor einigen Monaten unvorstellbar gewesen wäre, war plötzlich Realität geworden. Alltagswege waren unterbrochen, Menschen konnten einander nicht begegnen, Arbeitsmigration war unmöglich. Die Grenzkontrollen erinnerten uns leider auch an die Zeit des „Eisernen Vorhangs“ quer durch Europa. Hatten wir Anfang der 1990er Jahre gehofft, dass unser Miteinander in Europa niemals mehr durch Grenzen behindert werden möge, mussten wir nun erfahren, dass sich alle Nationen abschotteten - und Ausländer zu nicht erwünschten Personen wurden.



Auch wenn sich nun im Juni die Lage wieder entspannt hat, sind längst noch nicht alle Grenzen wieder geöffnet. Es wird unterschieden zwischen „sicheren“ und „unsicheren“ Ländern, die Presse berichtet von den unterschiedlichen Entwicklungen innerhalb Europas und stellt somit auch Gegensätze her. Vielerorts scheint es in erster Linie darum zu gehen, die eigene Bevölkerung in den jeweiligen Grenzen zu schützen. Sicher, es gibt auch viele internationale oder grenzüberschreitende Bemühungen. Aber zeigen sich in dieser Krise wirklich die Stärken eines vereinten Europas? Oder fallen wir nicht vielmehr in alte Muster zurück?

Für unser CHRISTOPHORUS-Netzwerk und unsere Gemeinschaften sehe ich den geschwisterlichen und christlichen Auftrag, gerade jetzt Wege des Miteinanders zu suchen oder weiterzugehen. Wir dürfen uns nicht durch geschlossene Grenzen oder ein zu starkes Kreisen um uns selbst einengen lassen. Vielmehr will auch der Heilige Geist in und durch uns wirken können - grenzenlos!

Möge diese Ansteckung eine Ansteckung der Liebe sein!

Magda Hollander-Lafon

Diesen Text hat Schwester Michèle aus Grandchamp zugesandt. Er stammt von Magda Hollander-Lafon, die zu den letzten Überlebenden von Auschwitz-Birkenau zählt. Sie wurde 1927 in Záhony in Ungarn geboren, seit 1979 lebt sie in Rennes in Frankreich. Angesichts der weltweiten Coronavirus-Pandemie ruft sie uns dazu auf, die Lebenskraft aus unserem Inneren zu schöpfen.



Für mich ist der Monat April ein ganz besonderer Monat. Am 6. April 1945, ein Jahr nach meiner Deportation nach Auschwitz, sind wir, vier Mitgefangene und ich, aus den Rängen des "Todesmarsches" ausgebrochen. Nach sechs Tagen, in denen wir uns im Wald versteckt hielten, erblickten wir am 12. April Soldaten der amerikanischen Armee. Wir hatten Angst, wir hatten Hunger. Wir waren in einem bemitleidenswerten Zustand. Sie haben uns geholfen. - Heute, mit der weltweiten Coronavirus-Pandemie, erlebe ich die zweite weltweite Tragödie.

Die erste war meine Deportation als ungarische Jüdin im April 1944. In den vorangegangenen Monaten erfuhren wir Juden Diskrimination und Schikanen. Ich war damals 14 Jahre alt. Es war mir verboten, in die Schule gehen. Die Handwerker



durften nicht mehr arbeiten. Wir hatten nichts, um zu leben. Man hatte uns zu Objekten gemacht, über die man einfach verfügen konnte.

In jener Zeit habe ich niemals das Wort "Brüderlichkeit" gehört. Ich habe niemals das Wort "Solidarität" gehört. Ich habe keine einzige Geste der Solidarität erfahren. Ich habe Unwissenheit, Verachtung, Gleichgültigkeit und Hass erlebt. Ich kann wirklich sagen, dass ich erfahren habe, was Diktatur bedeutete: Wir waren zum Schweigen verdammt, wir lebten in Angst, in der Angst vor dem Anderen, der uns jederzeit denunzieren konnte.

Bei unserem Aufbruch in die Deportation gab es um uns nichts als erschreckende Gleichgültigkeit. Wir, die ungarischen Juden, 450 000 an der Zahl, haben die Massendeportation im Frühling 1944 erleben müssen. Wir wussten nicht, was uns erwartete, nämlich, dass wir deportiert wurden, um vernichtet zu werden. Die Anordnung war ergangen, das jüdische Volk auszulöschen. Wir sollten die Shoa erleben, die "vollständige Vernichtung" durch andere Menschen.

In den Lagern erfuhr ich, was Angst war, die Angst vor dem Anderen. Angst lähmt uns, man ist ohne Worte, man existiert nicht mehr. Jeder kann mit uns machen, was er will.

In den Lagern wurde mir das Geschenk zuteil, keine Angst mehr zu haben: Ich hatte mich mit die Vorstellung abgefunden, dass ich sterben würde. Als ich diese Angst annahm, indem ich mir sagte "Ich werde sterben", stieg aus meinem Inneren eine Lebenskraft auf. Ich wurde von einem überquellenden Einfallsreichtum erfasst; ich



konnte das Leben neu erfinden. Ich hatte nie mehr Angst. (...)

Wenn man sich mir näherte, um mich zu schlagen, und Gott weiß, was es heißt, in einem Lager geschlagen zu werden, spürte ich die Schläge nicht mehr. Ich war innerlich zu sehr beschäftigt mit dem, was ich tun, was ich erfinden konnte, um noch ein wenig zu überleben. Wenn wir die Angst benennen, gewinnt sie nicht die Oberhand, denn dann existieren wir und überlassen ihr nicht das ganze Feld.

Die Situation ist heute eine ganz andere, auch wenn wir Angst haben in dieser Zeit der weltweiten Gesundheitskrise mit all ihren Einschränkungen, die zum Schutz unseres Lebens dienen. Aber es sind nicht andere Menschen, die uns bedrohen, sondern ein winziges, bisher unbekanntes Virus. Man kann Angst vor etwas Bekann-



tem haben, aber auch vor dem Unbekannten.

Für mich ist es wichtig, dem, was wir in dieser Zeit der Einschränkungen erleben, einen Sinn zu geben. Was heißt das? Zuallererst müssen wir die Realität dessen, was wir erleben, anerkennen. Wir müssen anerkennen, dass diese Realität schwierig ist, dass wir unter ihr leiden. Sie bedroht unser Leben und das Leben der Anderen. Sie kann uns entzweien. Sie stellt diejenigen auf eine harte Probe, die für unsere Gesundheit sorgen, diejenigen, die für uns arbeiten und diejenigen, die ihrer Arbeit nicht mehr nachgehen können. Und all die Menschen, die allein, isoliert, ohne Mittel sind oder die ihre Verstorbenen nicht begleiten können. Sie ist schwierig für Ehepaare und für Kinder. Sie kann der Nährboden für künftige wirtschaftliche und politische Probleme sein. Für die ärmsten Länder sieht man schwere Hungerkatastrophen voraus.

Wir müssen uns daran erinnern, dass wir selbst darüber bestimmen, wie wir unser Leben führen wollen, dass wir verantwortlich für unser "Morgen" sind. Unser "Heute" hängt davon ab, wie wir diese Krise leben: Wir können dramatisieren, kritisieren, interpretieren. Wir können uns überfordert fühlen, abkapseln, als Opfer fühlen. Oder diese Zeit mit Demut leben, indem wir uns unserem Inneren zuwenden und dort die Lebenskraft finden, die in jedem von uns wohnt. Wir können dort Vertrauen, Hoffnung und den Wunsch nach Einheit schöpfen. Wir können in uns den Wunsch nach Beziehung, nach Liebe, Anerkennung und Dankbarkeit wachrufen.

Heute bin ich von der Vielzahl der Gesten der Solidarität überwältigt. Das Wort "Solidarität" berührt mich zutiefst. Solidarischsein bedeutet, den Anderen in seiner Existenz voll anzuerkennen. (...) Ein Blick, ein Lächeln, ein Wort, ein Anruf können Leben schenken. All diese Gesten zeigen, dass jeder sein Bestes geben kann, dass er seine Aufmerksamkeit und seinen Ideenreichtum in den Dienst des Anderen stellen kann. Wenn wir uns selbst gegenüber aufmerksam sind, entwickeln wir auch Aufmerksamkeit und Anerkennung gegenüber dem Anderen, da wo er ist.

Unser "Morgen" hängt davon ab, wie wir diese Gegenwart leben. Was zählt, ist unsere Bereitschaft, Leiden zu tragen, zu ertragen und auf uns zu nehmen. Meine Erfahrung aus den Lagern hat mir die Gewissheit geschenkt, dass wir in uns eine große und einzigartige Energie besitzen, die es uns möglich macht, jeden Tag die Kraft zu finden, das Leben neu zu erfinden. Diese Krise fordert uns zu mehr Solidarität auf, und dazu, in uns selbst Kräfte zu schöpfen, von denen wir bisher nichts ahnten und unser Bestes zu tun, genau da, wo wir sind.

Nachdem es um Ansteckung geht: Möge es die Ansteckung der Liebe und des Dienstes am Anderen sein. Dann könnte es sein, das morgen gute Überraschungen auf uns warten.



Ökumenisch leben aus der Perspektive der katholischen Mehrheit

Sr. Ewa Korbut (Komorów)

Dieser Beitrag von Sr. Ewa war als Vortrag bei einer ökumenischen Konferenz in Torgau anlässlich des 75jährigen Kriegsendes vorgesehen, die wegen der Corona-Pandemie leider nicht stattfinden konnte.

(...) Die gegenwärtige ökumenische Bewegung in der katholischen Kirche wurde vom II. Vatikanischen Konzil inspiriert. Die Historiker vermuten aber, dass der Wendepunkt in der Ökumene, die im Konzil geschehen war, schon früher durch zahlreiche Initiativen einzelner Päpste gereift war, die an der Jahrhundertwende durchgeführt wurden - angefangen mit Papst Leo XIII., dessen Pontifikat als Sonnenaufgang der Ökumene in der katholischen Kirche gilt. In jener Zeit sind auch die Beispiele der ökumenischen Aktivitäten „von unten“ in Erscheinung getreten. (...)

Zum Kreis der Personen, die sich in Sache der Einheit der Christen engagierten, kann man auch selige Bolesława Lament (1862-1946), Gründerin der Missions-schwestern von der Heiligen Familie, zählen (der ich zusammen mit Schwester Jolanta, die hier anwesend ist, angehöre). Der Papst Johannes Paul II. hat über sie gesagt: Lange vor dem II. Vatikanischen Konzil wurde sie durch die Liebe eine Anregerin der Ökumene im Alltag.

Inspirationen

Bevor ich das Thema „Ökumenisch leben“ behandle, erzähle ich von unseren Wurzeln. Das bedeutet, dass ich kurz unsere Gründerin Bolesława Lament charakterisiere, deren Tätigkeit von Anfang an die Sorge für die Einheit der Christen typisch war. Und ihre Ideale inspirieren uns, ihre Mitschwestern, immer noch ökumenisch.

Bolesława Lament lebte an der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts, das waren schwierigen Zeiten. Sie war Zeugin zahlreicher Konflikte, sogar internationalem und religiösen Hass, die durch damalige politische Beziehungen vertieft wurden. In jener Zeit bestand Polen als Staat in der Landkarte Europas noch nicht. Łowicz, wo Bolesława gewachsen war, befand sich auf dem Gebiet Zarenrusslands. Von Kindheit an sah sie, dass das Christentum zerspalten ist. Polen waren systematisch der Ratifizierung unterworfen, es wurden auch Repressalien in Beziehung zu Katholischen Kirche durchgeführt, weswegen das freie religiöse Leben unmöglich war.





Die Atmosphäre im Haus, wo Bolesława erzogen war, war durch tiefe und echte Religiosität geprägt. Die kleine Bolesława liebte Gott und hatte die Gabe des Gebets. Die Wirkung der Familie hat grundsätzlich ihre Empfindsamkeit und Treue zu den Geboten der Liebe gestaltet. So hat Papst Johannes Paul II. bemerkt: „Das ganze Leben lang war Bolesława nicht gleichgültig gegenüber der menschlichen Not. Sie hat sich besonders um das Schicksal der Behinderten in der Gesellschaft, der Menschen, die an den so genannten Rand des Lebens oder sogar in die kriminelle Welt gedrängt worden, gesorgt.“

Die Zeugen des Lebens von Mutter Bolesława sagten nachdrücklich, dass sie das Fehlen der Einheit zwischen Christen schwer nahm. Einige Jahre später hat sie in einem Brief gestanden, dass sie, bevor sie sich apostolisch für diese Sache engagierte, schon als junges Mädchen lange Zeit den Wunsch in sich trug, die Einheit der Christen zu stärken. Angeregt durch ihren starken Glauben hatte sie den Mut, ihr Heimatland zu verlassen und in gemischtreligiöse Gebiete zu fahren, nach Mogiljow (dem heutigen Weißrussland), wo Katholiken in der Minderheit und Orthodoxe in der Mehrheit waren. Sie engagierte sich in der Bildungs- und Wohltätigkeitsarbeit. Nach zwei Jahren erkannte sie zusammen mit ihren beiden Gefährtinnen, dass Gott sie auf den Weg des Ordenslebens ruft. Das religiöse Leben im zaristischen Russland war jedoch verboten. Die 1905 gegründete Kongregation musste im Geheimen arbeiten, die Schwestern durften sich nicht offenbaren und trugen weltliche Kleidung. Sie ließ sich durch schwierige und gefährliche Bedingungen nicht entmutigen. Im Gegenteil, sie nahm diese Schwierigkeiten an als Gelegenheit, immer mehr persönliche Opfer zu bringen, um sich so effektiv wie möglich in religiösen, ökumenischen, erzieherischen und karitativen Aktivitäten zu engagieren. Die Worte von Papst Johannes Paul II. charakterisieren ihr Leben gut: „Die Mutter Lament diente der Sache der Wiedervereinigung besonders dort, wo die Spaltung besonders scharf ausgeprägt war. Sie scheute keine Mühen, um den Glauben zu stärken und die Liebe zu Gott zu entflammen, nur um Katholiken und Orthodoxe einander näher zu bringen.“

Es war wichtig, dass sie ihre ökumenischen Ideale an die gegründete Kongregation weitergab. Obwohl die Einheit der Christen damals - nach der Lehre der Kirche an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert - als eine Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche verstanden wurde, zwangen die Schwestern niemand zu ihrem Glauben. Durch ihre karitativen und pädagogischen Aktivitäten zeigten sie stets Offenheit gegenüber Andersgläubigen. Wenn sie katholische Familien besuchten, die weit von den Kirchen wohnten, besuchten sie auf Einladung auch orthodoxe Familien und gewährten ihnen materielle und geistliche Unterstützung. Von Anfang an reichte die Kongregation auch Kinder und Jugendliche anderer Glaubensrichtungen in den von den Schwestern geleiteten Bildungseinrichtungen ein. Das war da-



mals eine außergewöhnlich mutige Entscheidung. Mutter Bolesława berichtet, dass in der Mittelschule in St. Petersburg 70 von 300 Mädchen orthodoxen Glaubens waren. Es sind keine genauen Berichte erhalten geblieben, wie in der damaligen St. Petersburger Schule orthodoxe Schülerinnen behandelt wurden. Es ist bekannt, dass in der Schule trotz der bedeutenden Präsenz von Schülerinnen einer anderen Konfession katholischer Geist herrschte. Alle Schülerinnen behielten jedoch ihre eigene religiöse Identität. Und als Mutter Bolesława von Katholiken gefragt wurde, warum orthodoxe Mädchen in der Schule studieren, antwortete sie: „Damit wir einander lieben und ein Ganzes werden.“



Deshalb kann man sicher sein, dass es dort Beziehungen in Liebe gab, was entscheidend für eine ökumenische Haltung ist. Man kann auch schlussfolgern, dass Mutter Bolesława versuchte, junge Menschen zu einem Leben in Kontakt mit Nicht-Katholiken zu erziehen, wobei sie gleichzeitig die Notwendigkeit zeigte, die eigene katholische oder orthodoxe Identität zu bewahren, und gleichzeitig die Notwendigkeit, den Glauben anderer zu respektieren und ein diskretes Zeugnis des eigenen Glaubens abzulegen.

Eine solche Offenheit gegenüber anderen Glaubensrichtungen war kein Zufall, sondern eine ständige Praxis. Auch in späteren Jahren standen die von der Kongregation geführten Waisenhäuser und Kinderheime den Orthodoxen offen. In Estland, in Kiwiola, stellten die Schwestern die Kapelle für Gottesdienste sowohl für Orthodoxe als auch für Protestanten zur Verfügung. In St. Petersburg hielt Mutter Bolesława Kontakt mit den Orthodoxen und leistete ihnen materielle Unterstützung, insbesondere während der Oktoberrevolution

Die zu dieser Zeit unternommenen ökumenischen Aktivitäten waren durch kein Gesetz ausdrücklich geregelt. Sie wurden jedoch als etwas Selbstverständliches aufgefasst und geleistet, das sich aus dem Gebot der Gottes- und Nächstenliebe und aus der Sorge um die Zusammenführung der Christen ergibt. Damals war dies ein ungewöhnliches und mutiges Phänomen, schon allein wegen der tiefen Abneigung zwischen den Religionen. Es war eine Ökumene der Liebe, die in der täglichen Praxis des gegenseitigen Respekts für die verschiedenen christlichen Traditionen bestand. Man kann hier also eine Intuition erkennen, die als eine ökumenische Schlüsselaktion die Möglichkeit sieht, trotz aller Unterschiede zusammenzukommen.



Nachdem wir über unsere Wurzeln erzählt haben, ist es an der Zeit, uns auf die Frage des ökumenischen Lebens hier und jetzt in unserem gegenwärtigen Leben als Katholiken zu konzentrieren. Natürlich ist sie inspiriert durch das Beispiel des Lebens von Mutter Bolesława, aber auch geprägt durch die moderne Lehre der Kirche.

Geistliche Ökumene

Der Ausgangspunkt unseres ökumenischen Lebens und der gesamten ökumenischen Bewegung ist es, sie in der Perspektive der geistlichen Entwicklung, des geistlichen Weges zu sehen. Dies wird "geistliche Ökumene" genannt. Und hier sehen wir die Seele der gesamten Ökumene.

Der Schrei Christi im priesterlichen Gebet: „Alle sollen eins sein: wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,21) lässt uns tiefer verstehen, wie sehr Gott die Einheit der Christen wünscht, die der Welt ein vollständigeres Zeugnis geben würde. Wir begreifen, dass wir aus eigener Kraft keine Einheit ‚schaffen‘ oder organisieren können; denn es ist eine Gabe des Heiligen Geistes, um die wir beten müssen.

So ist die ursprüngliche Manifestation unseres ökumenischen Lebens, um die Gabe der christlichen Einheit zu beten. Wir schreiben ihr eine bevorzugte Stellung zu. Jeden Tag beten die Schwestern in der Kongregation darum, sowohl in Einzel- als auch in Gemeinschaftsgebet. Schwestern bitten um die Einheit, die der Herr will. Sie bitten um die Gnade der gegenseitigen Bewusstheit über die Gefahr der Trennungen, und gleichzeitig bitten sie um die Kraft, sie zu überwinden. Die Schwestern beten, dass das Engagement für die Ökumene sowohl der Schwestern als auch aller Christen zu einem wirksamen Werkzeug im Dienst der Einheit wird, und deshalb bitten sie um die Gnade eines wahrhaft christlichen Lebens, um Liebe, Demut, Geduld und Herzlichkeit.

In einem unserer Ordenshäuser in Białystok, wo Mutter Bolesława die letzten elf Jahre ihres Lebens verbrachte, beten die Schwestern jeden Donnerstag die Vesper für die Einheit der Christen.

Nach der Tradition der Kongregation, die bis zu ihren Anfängen zurückreicht, sind das Dreikönigsfest, der Gründonnerstag und die Zeit von Christi Himmelfahrt bis Pfingsten die intensiven Zeiten des Gebets für die Einheit.

Die außergewöhnlichste Zeit des ökumenischen Gebets ist jedoch die Gebetswoche für die Einheit der Christen vom 18. bis 25. Januar. Die früheste Erwähnung der Teilnahme der Missionsschwestern an dieses Ereignis stammt aus den 1930er Jahren. Es sollte auch daran erinnert werden, dass sich die katholische Kirche 1966 offiziell dieser Gebetsform angeschlossen hat. Wir freuen uns auch, dass durch un-



ser Engagement diese Initiative des ökumenischen Gebets bereits 1966 in Białystok eingeführt wurde. Die Gebetswoche für die Einheit der Christen ist eine besondere Zeit, schon allein deshalb, weil wir gemeinsam mit Christen unterschiedlichen Glaubensrichtungen in ihren Kirchen beten können. Christus ist bei einer solchen Gebetsgemeinschaft wirklich gegenwärtig: Er betet "in uns", "mit uns" und "für uns".

Doch der Weg der geistlichen Ökumene ist nicht auf das Gebet beschränkt. Die zweite Stütze in der Verwirklichung des ökumenischen Weges zur Einheit ist der Aufruf zur Bekehrung, sowohl persönlichen als auch gemeinschaftlichen. Der Weg der Bekehrung des Herzens ist notwendig, um Gemeinschaft mit Gott und Nächsten zu schaffen. Der Prozess der Bekehrung beginnt mit der vertikalen Richtung, d.h. mit der Vertiefung der persönlichen Einheit mit Gott. Es geht um eine innere Veränderung, um immer mehr die Denkweise unter Einfluss von Gottes Kategorien zu erneuern; es erfordert, in sich selbst die Übereinstimmung des Willens mit der Vernunft und ein Leben in der Wahrheit zu gestalten.

Die Erneuerung des Innenlebens unseres Geistes und unseres Herzens, die sich im Alltag widerspiegelt, ist entscheidend für den Aufbau der Einheit in horizontaler Richtung. Je tiefer die Einheit mit Gott, desto fähiger werden wir, geschwisterliche Gemeinschaft zu schaffen.

Dieser Prozess hilft, nicht aus dem Takt der Liebe zu fallen: Die Liebe zu Gott - der vollkommensten Quelle der Gemeinschaft, die die Einheit von Vater, Sohn und Heiligem Geist ist, - wird uns erlauben, aus dieser Quelle die Kraft zu schöpfen, Gemeinschaft zwischen den Menschen zu schaffen.

In unserem Ordensleben hat der Prozess der persönlichen Bekehrung wesentliche Bedeutung, weil er zur Einheit von Herzen und Geist in unseren Gemeinschaften führt, dass unsere Gemeinschaften Zeugnis für die Einheit ablegen und so andere in Einheit stärken.

Praktische Ökumene

Kardinal Walter Kasper nannte die praktische Ökumene oder "Ökumene des Lebens" "Hände und Füße der Ökumene". Wir schließen uns diesem Strom des Engagements dadurch an, dass unsere Bildungs- und Wohltätigkeitsarbeit für jeden Menschen geweiht ist, unabhängig von seiner Religion, nach dem Beispiel unserer Gründerin.

Im Kontext des ökumenischen Engagements setzen die Ordenskonstitutionen einen Schwerpunkt darauf, dass die apostolische Haltung der Schwestern von Offenheit und Bereitschaft geprägt sein sollte, verschiedene Formen des ökumenischen Dialogs zu führen, um den Weg für die volle Einheit aller Christen auf der Grundlage gemeinsamer Werte - als Kinder des einen himmlischen Vaters - zu ebnen.



Außerdem bemühen wir uns, durch unsere Bildungs- und Erziehungsaktivitäten das Interesse für Ökumene zu erregen, das Bewusstsein für ökumenische Fragen zu schärfen, zu einer ökumenischen Haltung zu erziehen, unsere Hingabe und Verantwortung für die Ökumene zu vertiefen. Wir sehen in diesem Engagement eine Chance, unter den Gläubigen den Wunsch nach Einheit mit Jesus und untereinander zu erwecken und zu erhalten, um die Mauern der Spaltung unter den Christen zu überwinden und auf dem Weg zur vollkommenen Einheit voranzuschreiten. In diesem Sinne konzentrieren wir uns auf das, was uns verbindet. Und was uns eint, ist unser Glaube an Gott, den Vater, der uns das Leben schenkt und uns sehr liebt; uns eint der Glaube an Jesus Christus, den einen Erlöser, der uns mit seiner Passion und seiner glorreichen Auferstehung befreit hat; uns eint das Wort Gottes, das unsere Wege erleuchtet; uns eint Heiliger Geist, der uns zum Handeln drängt. Uns eint das Gebot der Liebe, das uns allen von Jesus gegeben wurde; uns eint auch die Leidenschaft, zusammen mit dem Herrn das Reich Gottes zu errichten, das Streben nach der Zivilisation der Liebe. Was uns eint, ist die Überzeugung, dass wir zu einem himmlischen Festmahl gerufen sind, an dem Gott alle Tränen abwischen wird.

Wir versuchen auch, uns an verschiedenen ökumenischen Initiativen zu beteiligen, die darauf abzielen, den Dialog und die Gemeinschaft zwischen Christen zu vertiefen. Wir pflegen ökumenische Kontakte mit Christen verschiedener Konfessionen innerhalb des "CHRISTOPHORUS"-Netzwerks und E.I.I.R (Internationales und Interreligiöses Treffen der Ordensleute). Wir schätzen sie: Wir können gemeinsam beten, Glaubenserfahrungen austauschen, einander kennen lernen. Sie ermöglichen es uns, die Geschwisterlichkeit, die wir gefunden haben, zu erfahren, die Zusammenarbeit und den Austausch von Gaben zu entwickeln und zu stärken. Mit den Worten Johannes Paul II. können wir sagen: Einer der Vorteile der Ökumene besteht darin, dass sie den christlichen Gemeinschaften hilft, den unergründlichen Reichtum der Wahrheit zu entdecken. Auch in diesem Sinne kann alles, was der Geist in "anderen" tut, zum Aufbau einer jeden Gemeinschaft beitragen und sie in gewisser Weise das Geheimnis Christi lehren.

Zum Schluss

Zwei Demissionen sind in der Identität der Missionsschwestern der Heiligen Familie verwurzelt. Die erste bezieht sich auf unsere Verantwortung, alles zu tun, was wir können, um wirklich Einheit zu erreichen. Die zweite Demission ist die des Handelns Gottes, denn nur er kann der Kirche Einheit schenken. Wir sind uns auch bewusst, dass unser ökumenisches Leben ein kleiner Tropfen im Ozean der Bedürfnisse ist. Aber nach Mutter Teresa von Kalkutta können wir sagen, dass das Meerwasser ohne dieses kleine Tröpfchen sicherlich einen anderen Geschmack hätte.